

Ulrich Veit

Zur Geschichte und Theorie des Erzählens in der Archäologie: eine Problemskizze

Zusammenfassung:

Ziel dieses Beitrags ist es, eine problemorientierte Einführung in das Tagungsthema »Der Archäologe als Erzähler« zu geben. Dabei wird vorausgesetzt, dass (Prähistorische) Archäologen neben all den anderen Tätigkeiten, die gewöhnlich zu ihrem Metier gerechnet werden – wie dem Ausgraben, dem Sammeln, dem Katalogisieren, dem Kartieren und sogar dem Experimentieren – auch (und ganz wesentlich) erzählerisch tätig sind, wenn auch nicht im engeren Sinne eines literarischen Erzählens. Jedenfalls lassen Archäologen mit ihren Worten (ebenso wie mit Graphiken und Bildern, die sie produzieren) in den Köpfen ihrer Leser bzw. Zuhörer die Vergangenheit ein Stück weit wiedererstehen. Dazu ordnen sie ihre Funde und Beobachtungen in einen bestimmten Kontext ein und konstruieren Plots, die Veränderungen im Fundbild für den Außenstehenden verständlich machen. Aber auf welche Art und Weise erzählen Archäologen? Gibt es neben den etablierten Formen historischen und ethnographischen Erzählens spezifische Formen archäologischen Erzählens? Gibt es vielleicht sogar so etwas wie archäologische Meistererzählungen? Wie hat sich der Stil archäologischen Erzählens über die Zeit des Bestehens des Faches verändert? Und ist es überhaupt angemessen, dass Archäologen erzählen, oder sollten sie dies – wie bisweilen gefordert wird – denen überlassen, die sich damit besser auskennen: den Schriftstellern, Journalisten und Historikern? Diese grundlegenden Fragen werden im Beitrag kurz angerissen und mögliche Antworten skizziert.

Schlüsselwörter: Prähistorische Archäologie; Geschichtswissenschaft; Erzählen; Meistererzählungen; archäologisches Erzählen; Archäologiegeschichte; Theorie der Archäologie; Literatur

On the History and Theory of Archaeological Narration. A Critical Outline

Abstract:

The aim of my paper is to introduce the conference theme »The Archaeologist as Narrator« by highlighting some of the associated problems. My assumption is that (prehistoric) archaeologists besides other activities associated with their practice, like excavating, collecting, cataloging, mapping or even experimenting, also have to be regarded as narrators in a wider sense. Archaeologists by means of words (as well as by means of the graphics and pictures they produce) revive the past at least partially in the head of their readers or

listeners. Therefore they arrange finds and observations in a certain context and construct plots that make sense of the changes that become visible in the archaeological record. But in which way do archaeologists narrate? Is there a specific form of archaeological narrative besides well established historical and ethnographical modes of narrating? Do archaeological master-narratives even exist? How did the style of archaeological narratives change over times? And is it actually appropriate that archaeologists narrate? Or should they leave it to those who are familiar with it: writers, journalists and historians? These are the questions that will be dealt with briefly in this introductory paper.

Keywords: Prehistoric Archaeology; historiography; narration; master narratives; writing archaeology; history of Archaeology; theory of Archaeology; literature

Wie der aufmerksame Leser vielleicht schon bemerkt haben wird, stand die Leipziger Tagung ›Der Archäologe als Erzähler‹, deren Erträge hier vorgelegt werden, unter einem politisch nicht ganz korrekten Titel. Als Mann hatte ich in meinem Entwurf zur Einladung den Geschlechtsvorbehalt zum Titel penibel als Fußnote vermerkt. Die Mitorganisatorinnen, Sabine Rieckhoff und Sabine Wolfram, haben bei der Endredaktion dann aber großzügig darauf verzichtet. Dennoch sei angemerkt, dass die Tagung genauso unter dem Titel ›Die Archäologin als Erzählerin‹ hätte stehen können.¹ Aber dieser Punkt ist für das eigentliche Thema nicht zentral, auch wenn man sich unter dem gestellten Rahmenthema gut eine Untersuchung vorstellen könnte, die sich mit der Frage beschäftigt, ob bzw. inwiefern sich die ›Erzählungen‹ von Archäologinnen und Archäologen unterscheiden. Grundsätzlich haben wir es aber zunächst mit einer Frage zu tun, die archäologisch Forschende beiderlei Geschlechts gleichermaßen betrifft und die auf das Wissenschaftsverständnis der Archäologie insgesamt verweist.

I. Forschung und Erzählung

Dieses Thema ist in Nachbarfächern der (Prähistorischen) Archäologie, wie der Geschichtswissenschaft oder auch der Ethnologie, bereits ausführlich verhandelt worden.² Dies hat wissenschaftsgeschichtlich gut nachvollziehbare Gründe (z.B. Stone 1979; Völkel 2006). Warum das Interesse an dieser Frage in den archäologischen Fächern, speziell aber in der Prähistorischen Archäologie, bisher vergleichsweise gering war, erschließt sich nicht so einfach, spielt das Erzählen von Vergangenen und Fremdem doch auch in der archäologischen Praxis seit jeher eine zentrale Rolle. Allerdings wird das Selbstverständnis der Fachvertreter stark durch den Bereich ›Feldforschung‹ bzw. ›Ausgrabung‹ geprägt, was dazu geführt hat, dass andere Aspekte archäologischen Forschens in den Hintergrund treten. Dass aber auch Intentionen und Ergebnisse von Ausgrabungen letztlich sprachlich vermittelt werden, ist erst vergleichsweise spät als Forschungsproblem erkannt worden (z.B. Hodder 1989).

1 Politisch korrekt ist der Titel bei Leskovar (2005). Ich verzichte aus stilistischen Gründen in der Folge auf die jeweilige Hinzufügung der weiblichen Form, diese ist aber immer mitgedacht.

2 Für die Geschichtswissenschaft z.B.: White 1986; 1990; 1994; Nolte 2002 – für die Ethnologie: Kohl 1992; Geertz 1993; Böhnisch-Brednich 2006.

Mit dem Problem der sprachlichen Gestaltung konfrontiert sind insbesondere aber alle Versuche einer kulturgeschichtlichen Synthese. Dabei erscheint es mir keine tragfähige Alternative, dem forschenden Archäologen den die primären Forschungsergebnisse sekundär verwertenden, wissenschaftlich nicht weiter ambitionierten Erzähler gegenüberzustellen. Zwar wird es beim Einzelforscher immer unterschiedliche Schwerpunkte geben, und somit auch Archäologen, die sich mehr auf den einen oder den anderen Bereich konzentrieren. Grundsätzlich aber bleiben Forschung und Erzählung stets untrennbar verbunden.³ In der Einführung zu einem aktuellen »archäoliterarischen Versuch« (Conard/Wertheimer 2010) wird deshalb zu recht festgestellt: »Erzählung ist – auch – Wissenschaft. Wissenschaft ist – auch – Erzählung« (ebd. 12).

Im Mittelpunkt dieses Experiments eines Archäologen und eines Literaturwissenschaftlers steht die erzählerische Verarbeitung der ältesten (bekanntesten) ›Kunstwerke‹ der Menschheit, die sich um die so genannte ›Venus vom Hohle Fels‹ auf der Schwäbischen Alb gruppieren lassen. Allerdings erklärt sich der an dem Projekt beteiligte Steinzeitarchäologe, Nicholas Conard, bei der Beantwortung der großen Fragen, die sich mit diesen Funden verbinden, für befangen und überlässt dem Literaten das Wort: »So sehr es ihn [den Steinzeitarchäologen] reizt, Spekulation muss er sich versagen. Er ist ein Wissenschaftler, der seine Disziplin als exakte Wissenschaft begreift. Was er nicht wirklich mit den Methoden seines Faches belegen oder mithilfe von naturwissenschaftlichen Untersuchungen beweisen kann – davon muss er schweigen, so sehr es ihn auch drängen mag. Da kommt es dem Paläolithiker gerade recht, wenn er auf einen berufsmäßigen Interpreten und Fabulierer trifft, auf einen Literaturwissenschaftler, dessen Tagesgeschäft es ist, stumme Dinge zum Sprechen zu bringen und Theorien in Geschichten zu verwandeln« (ebd. 10).

Es gehört zweifelsohne eine gewisse schriftstellerische Begabung dazu, die Menschen vor 40.000 Jahren vor dem Auge des heutigen Lesers lebendig werden zu lassen, wie dies Jürgen Wertheimer im vorliegenden Fall gelingt. Die wenigsten Prähistoriker dürften dazu in der Lage sein. Dennoch liefern Archäologen wie N. Conard dem Schriftsteller keineswegs nur die rohen ›Fakten‹, sondern – unter dem Begriff ›Theorien‹ getarnt – bereits ganze ›Plots‹, die dieser dann nur noch auszuarbeiten braucht, indem er den archäologisch genau umschriebenen Schauplatz mit Akteuren füllt, die er in Interaktion treten lässt. Insofern führt es in die Irre, wenn, wie in diesem Fall (ebd. 10), dem Archäologen das »Faktenwissen« und dem Schriftsteller die »Erfindungskraft« (besser vielleicht: historische Einbildungskraft) zugesprochen wird. Tatsächlich hat der Schriftsteller in diesem Fall lediglich die im Modus der Strukturgeschichte komponierte Geschichte der Steinzeitarchäologen in eine fiktiv bleibende Ereignisgeschichte übersetzt: die Geschichte einer jungen Neandertalerin namens Khar, die unvermittelt in eine Gruppe ›moderner Menschen‹ gerät und schließlich zur Mittlerin zwischen diesen beiden so unterschiedlichen Welten wird.

Die These des Buches, dass die Entstehung der Kunst ein Produkt der Begegnung des modernen Menschen mit den Neandertalern im eiszeitlichen Europa war, lässt sich letztlich zwar archäologisch nicht beweisen, sie ist gleichwohl eine legitime und diskutabile Arbeitshypothese, für deren Generierung es noch keines Schriftstellers bedarf.

3 Schörken (1995, 11–14) behandelt dieselbe Fragestellung unter Verwendung des Begriffspaares »Rekonstruktion« und »Vergegenwärtigung«.

Problematischer erscheint mir hingegen die die Erzählung leitende Vorstellung einer mutmaßlich größeren Aggressivität, ja Verschlagenheit des Homo sapiens gegenüber dem als friedfertig beschriebenen Neandertaler. Sie entbehrt nicht nur jeder empirischen Grundlage, sondern auch jeder argumentativen Logik (v. Rauchhaupt 2010). Zugleich offenbart sie die Verwandtschaft der neuen Tübinger Eiszeitsaga zu David Friedrich Weinlands berühmten Jugendroman »Rulaman« aus dem Jahr 1876, dessen Schauplatz ebenfalls die Schwäbische Alb war. Weinland, von Beruf Zoologe (zur Biographie: Brunecker 2003), schildert darin auf der Grundlage des archäologischen Wissens der Zeit den hoffnungslosen Kampf der Aimat, eines gelb-häutigen steinzeitlichen Jägervolks gegen einen von Osten her andrängenden Volksstamm, den Kalats, der schon Metallwaffen besitzt. Allerdings ist Weinlands Held anders als derjenige Wertheimers männlich: »Rulaman, der tapfere Häuptlingssohn, ist der letzte Aimat vom Norge-Tal«. Ebenso wie Khar wird aber auch er »weiterleben im Volk der Sieger, ihnen sein Blut vererben und die Ahnen durch wackere, ruhmvolle Taten ehren« (Weinland 1950, Klappentext). Auffallend ist der für die Entstehungszeit nicht untypische stark völkische Grundton, der die Erzählung Weinlands durchzieht. Wertheimer hingegen liefert, gestützt auf ihm im Wesentlichen über Conard vermittelte Ergebnisse der modernen archäologischen Forschung, eine politisch korrekt(er)e, moderne Variante der Rulaman-Geschichte. Dies zeigt sich etwa darin, dass den Neandertalern explizit eine aktive Rolle in diesem Prozess zugestanden wird, in dem Khar zur Schöpferin der Venusstatuette wird.⁴

Dass diese Annahme (scheinbar) durch neueste paläogenetische Ergebnisse, die eine genetische Mischung von Neandertaler und modernem Menschen postulieren, bestätigt wird, nehmen die Autoren gerne auf. Wie sie aber offen bekennen (Conard/Wertheimer 2010, 13) waren diese Ergebnisse für die Komposition der Geschichte letztlich unerheblich: »wenn die Paläogenetiker (fürs Erste) andere Erkenntnisse geliefert hätten, hätte dies in unseren Augen unsere Erzählung nicht widerlegt« (ebd.). Hier kollidieren sie indes mit den selbst formulierten Grundsätzen.⁵

II. Probleme mit dem Erzählen

Ich möchte dies an dieser Stelle nicht vertiefen. Wichtig erscheint mir aber festzuhalten, dass im Sinne des Tagungstitels auch Archäologen erzählen und dass erzählerische Momente nicht nur die auf die Öffentlichkeit gerichteten, sondern eben auch die innerfachlichen Diskurse mitbestimmen, ob wir uns dies eingestehen oder nicht. Ebenso wenig geht es mit im Folgenden um das Handwerkliche beim auf ein größeres Publikum zielenden archäologischen Erzählen, auf das der durch eine Vielzahl populärer

4 Wertheimers Ausführungen profitierten übrigens – direkt wie indirekt (d. h. über die Archäologen mit denen er sprach) – zweifellos auch von vorangegangenen ähnlichen Projekten, etwa dem bekannten Spielfilm »Am Anfang war das Feuer« (*La guerre du feu*, 1981. Regie: Jean-Jacques Annaud). Leider wird der Beitrag einer schon lange vor diesem Band existenten »fiktiven Urgeschichte« an dem Ergebnis nicht offen gelegt. Dem Literaten wird man dies nicht zum Vorwurf machen wollen, aber dem Literaturwissenschaftler?

5 »Keine Möglichkeit darf ausgeschlossen werden, weil sie ungewöhnlich ist. Aber jede Möglichkeit, die ausgeschlossen werden kann, muss verworfen werden« (ebd. 12).

Archäologiebücher bekannt gewordene Amerikaner Brian Fagan (2006) in einem Buch mit dem Titel »Writing Archaeology. Telling Stories About the Past« abhebt, das sich als Ratgeber für Sachbuchautoren versteht (Davison 2010, 140 f.).⁶ Im Mittelpunkt sollen vielmehr grundsätzlichere Fragen nach der Rolle des Erzählens in der (Prähistorischen) Archäologie stehen, einem Thema mit dem sich Archäologen bisher nur selten beschäftigt haben.⁷

Ein wesentlicher Grund dafür mag in einem Nachwirken der positivistischen Tradition, in der das Fach im späten 19. Jahrhundert entstand, vermutet werden. Dabei spielen zeitgeschichtliche Faktoren mit hinein. So ist das zähe Fortleben eines allein auf »Fakten« zielenden Positivismus gerade in Deutschland schon vor längerer Zeit als eine zwar verständliche, aber letztlich eben nicht zielführende Reaktion auf den Missbrauch unseres Faches im Nationalsozialismus beschrieben worden (Narr 1990, 303). Wir wissen allerdings heute, dass ein Rückzug auf das nur vermeintlich sichere Terrain der Fakten letztlich keine Gewähr für die Bannung von politischem Missbrauch bietet. Versprechungen von Seiten der Politik höhlen solchen Vorsatz gewöhnlich schnell aus – zumal wenn sie dem Forscher zugleich auch einen individuellen Bedeutungsgewinn signalisieren. Beispiele dafür gibt es noch aus jüngster Zeit.

Statt eines naiven Glaubens an Fakten bedarf es deshalb einer ständigen Reflexion über die gesellschaftlichen Bedingungen archäologischer Erkenntnis – und über die kalkulierten wie unkalkulierten Folgen der Geschichtsbilder und -erzählungen, die wir legitimerweise produzieren. Diese gründen eben nicht nur auf der archäologisch überlieferten Vergangenheit, sondern sie sind (bewusst oder unbewusst) immer auch im Hinblick auf ein Publikum in der Gegenwart entworfen. In der Tat scheint es gerade in der deutschsprachigen Archäologie mit ihrer einseitigen Betonung der Faktentreue archäologischer Rekonstruktionen dringend notwendig daran zu erinnern, dass archäologisch gegründete Geschichtsdarstellungen – wie alle Geschichtsdarstellungen – immer auch sprachliche Konstrukte sind. Und als solche müssen sie nicht allein nach ihrer »Faktentreue«, sondern auch nach ihrer sprachlichen Struktur beurteilt werden. Jedenfalls

6 Das Buch war mir bei Abfassung leider nicht direkt, sondern nur über die angeführte Besprechung zugänglich. Der Rezensent formuliert das zentrale Anliegen Fagans darin folgendermaßen: »to bring more narrative archaeological writing to the world, writing that tells a story: «Archaeologists have forgotten how to tell stories about the past; they have forgotten how to connect with the broader public through the written medium« (ebd. 140). – Zu diesem Fragenkomplex auch Schörken 1995.

7 Siehe aber Leskovar 2005; Eggert 2006, 211–219; Veit 2006a; Rieckhoff 2007 mit jeweils sehr unterschiedlichen Zugängen und Bewertungen. – Im englischsprachigen Raum wurde entsprechende Fragestellungen schon mindestens ein Jahrzehnt früher behandelt: Hodder 1989; Sherratt 1995; Rudebeck 1996; Pluciennik 1999. – Im Februar 2001 fand an der Universität Stanford eine Konferenz unter dem Titel »Narrative Pasts / Past Narratives« statt, deren Beiträge im ersten Band des Stanford Journal of Archaeology publiziert wurden (<http://www.stanford.edu/dept/archaeology/journal/newdraft/editorial> (Abfrage vom 08.05.2008)). Aktuell (07.09.2010) sind sowohl das instruktive Editorial wie auch die Beiträge selbst nicht mehr online abrufbar. – Nicht näher eingehen werde ich auf populäre Versuche, die (Geschichte der) Archäologie selbst zu erzählen. Zu verweisen wäre hier etwa Kurt W. Mareks (alias C. W. Ceram, 1915–1972) »Roman der Archäologie« (Untertitel) mit dem Titel »Götter, Gräber und Gelehrte« aus dem Jahre 1949, in dem sehr geschickt Episoden der altertumskundlichen Wissenschaftsgeschichte und neue Erkenntnisse über verschiedene frühe Kulturen miteinander verknüpft werden. Eine interessante Analyse der diesem Bestseller zugrunde liegenden Gestaltungsprinzipien liefert Schörken (1995, 71 ff.). Zum gleichen Thema auch Oels (2005).

lassen Archäologen mit Texten – und vielleicht sogar noch mehr mit den Bildern, die sie produzieren – in den Köpfen ihres Publikums die Vergangenheit ein Stück weit wieder erstehen. Dazu ordnen sie einzelne Funde und Beobachtungen in einen größeren Kontext ein bzw. konstruieren Plots, die Veränderungen im Fundbild für den Außenstehenden nicht nur verständlich machen, sondern auch dessen Interesse wecken. Gordon Childes kühne Formulierung von der »Neolithischen Revolution« als menscheitsgeschichtlicher Schwelle zwischen aneignender und produzierender Wirtschaftsweise (s. etwa Trigger 1980; Harris 1994) gehört zu jener Gruppe von Metaphern, die bereits als verkürzte Narrationen angesehen werden können.⁸

In einem weiten Sinne ›erzählen‹ übrigens nicht nur archäologische Texte, sondern auch Kartierungen, die angefertigt werden, um gewisse Sachverhalte, wie z. B. die Ausbreitung der Germanen, zu veranschaulichen. In diesem Sinne scheint es durchaus legitim, mit Karl Schlögel (2006, 12 f.) von »kartographischen Narrativen« zu sprechen. Gustaf Kossinnas berühmte Germanen-Karte (Kossinna 1911, Klappkarte nach Seite 30), die auf methodisch fragwürdigen und nicht erst nach 1945 scharf kritisierten Vorstellungen beruht (dazu etwa Grünert 2002), ist ein Beispiel dafür. Sie hat es übrigens unbemerkt in Schulatlanten geschafft, die nach 1945 konzipiert wurden, um der Jugend ein dezidiert neues Geschichtsbild zu vermitteln (Zeissig 1950).

Generell gilt also, dass sich Archäologen der Tatsache, dass sie – neben vielem Anderen – eben auch Erzählen, häufig nicht in genügendem Umfang bewusst sind. Dies kommt auch in Formulierungen zum Ausdruck wie jener, nach der ›Funde erzählen‹ bzw. dass es die vornehmste Aufgabe des Archäologen sei, ›die Funde zum Sprechen zu bringen‹. Der Archäologe erscheint hier als Diener einer verborgenen Wahrheit, der er durch seine Arbeit letztlich nur zu ihrem Recht verhilft. Letztlich ›erzählen‹ aber eben nicht die Funde, sondern die Archäologen. Und dies gilt selbst dann, wenn man gewillt ist, den Quellen im Sinne Reinhard Kosellecks (1989, 206) ein »Vetorecht« einzuräumen.

Ich setze deshalb wie bereits angedeutet im Folgenden voraus, dass Archäologen neben all den anderen Tätigkeiten, die gewöhnlich zu ihrem Metier gerechnet werden – wie Ausgraben, Sammeln, Katalogisieren, Kartieren und sogar Experimentieren – auch erzählerisch tätig sind. Mehr noch besitzen einige dieser anderen Tätigkeiten, wie beispielsweise das Kartieren – aber auch das Sammeln (Bal 2002) und das Ausstellen (s. Burmeister, in diesem Heft⁹) – selbst narrative Qualitäten.¹⁰

Dass solches ›(archäologisches) Erzählen‹, ebenso wie ›historisches Erzählen‹ insgesamt, sich nicht zwangsläufig mit ›literarischem Erzählen‹ gleichsetzen lässt, sondern eigene Regeln besitzt, ist im Kontext der intensiven Rezeption des Werks von Hayden

8 Diese Form Metaphern finden sich nicht nur in den Geschichtswissenschaften, sondern selbst in den Naturwissenschaften, etwa in der Molekularbiologie (Brandt 2005). Christina Brandt stellt die These auf, dass solche Metaphern nicht nur ein Mittel der Popularisierung oder eine spezifische Art der Modellbildung darstellen, sondern vielmehr »representations that can unfold an operational force of their own« (ebd. 629).

9 Auf spezifische Differenzen zwischen historischer Narration und musealer Präsentation verweist allerdings Korff 2002, 172.

10 Aleida Assmann (2007, 150f.) unterscheidet drei Grundformen historischer Präsentation: das Erzählen, das Ausstellen und das Inszenieren, wobei die beiden zuletzt genannten Darstellungsformen dem Erzählen als basaler Ordnungsform von Ereignissen und Gedanken untergeordnet werden.

White (1986; 1990; 1994) deutlich geworden und für die folgenden Erörterungen von entscheidender Bedeutung. Whites provokative These lautete ja: Der Historiker verwandelt durch Rückgriff auf literarische Erzählmuster (»emplotment«) vergangenes Geschehen in fiktionale Erzählungen. Geschichtsschreibung übersetzt Fakten in Fiktionen.

An dieser Verallgemeinerung wurde von historischer wie von philosophischer Seite berechtigte Kritik geübt: Historiographische Werke sind nicht deshalb fiktional, weil sie vermeintlich »literarische« Darstellungsmittel verwenden. Historiographische Werke bilden vergangenes Geschehen nicht mimetisch ab, sondern erzeugen gemäß wissenschaftlicher Konventionen nachprüfbar konstruierte. Diese sind zwar bedeutungsgeladen, aber die von Historikern erzählten Geschichten sind deshalb noch lange keine »verbalen Fiktionen« (Nünning 1999). Whites Gleichsetzung von »emplotment« mit Literarizität und Fiktionalität ist unbegründet und nicht haltbar.

So ist es kein Widerspruch, wenn wir Archäologie bzw. Historie als eine zugleich »literarische« und »wissenschaftliche« Praktik ansehen (Völkel 2006, 22 f.). Der französische Historiker Michel de Certeau (1991) spricht in diesem Zusammenhang von der »historiographischen Operation«. Für ihn ist Geschichte immer Erzählung, allerdings eine Besondere, weil sie darauf abziele, wahre Erkenntnis zu liefern. Der historische Diskurs ist an »Wahrheitsverfahren« gebunden, die weder mit denen der Literatur, noch mit denen der philologischen Vergewisserung identisch sind: »Die Historie ist ein Ort des Experimentierens, ein Verfahren zum Aufweis von Differenzen. Ein Wissen vom anderen und insofern ein Wissen von uns selbst« (ebd. 299).

Die Frage, mit der wir uns beschäftigen müssen, kann also nicht die sein, ob Archäologen erzählen, sondern lediglich was und auf welche Art und Weise sie erzählen. Gibt es neben den etablierten Formen historischen und ethnographischen Erzählens spezifische Formen archäologischen Erzählens? Gibt es vielleicht sogar so etwas wie archäologische Meistererzählungen? Hat sich der Stil archäologischen Erzählens über die Zeit des Bestehens des Faches verändert? Und ist es richtig, dass Archäologen erzählen, oder sollten sie dies, wie bisweilen zu hören ist (s. dazu auch die Beiträge von Jung und Eggert in diesem Band), besser denen überlassen, die sich damit auskennen: den Schriftstellern bzw. den Historikern? Einige dieser Fragen möchte ich hier anreißen, wobei ich von der Fachgeschichte ausgehen werde – lassen sich doch aus dieser Perspektive am besten die fortwirkenden Potentiale des historischen Erzählens aufzeigen.

III. Funktionen und Formen des Erzählens

Vorher sind aber einige Begriffsbestimmungen erforderlich, die deutlich machen mögen, worum es geht, wenn hier im Zusammenhang mit archäologischen Darstellungen von »Erzählen« die Rede ist. »Erzählen« ist eine universale Darstellungs-, Wahrnehmungs- oder Denkform, die sicherlich so alt ist, wie die Menschheit selbst. Seit der Mensch sprechen konnte, hat er auch erzählt.¹¹ Aus diesem Grunde ist es möglich, »Kulturtheorie« als »Erzähltheorie« zu konzipieren, wie dies etwa Wolfgang Müller-Funk (2008) tut. Seine Grundthese lautet: Erzählen ist nicht nur universal, sondern auch eine

¹¹ Alasdair McIntyre hat den Menschen in diesem Sinne einmal als ein »geschichtenerzählendes Tier« bezeichnet (nach Ahbe 2001, 41).

transzendente Voraussetzung für Kultur: »Kulturanthropologisch besehen stellt das literarische Erzählen eine Ausdifferenzierung, den Sonderfall einer generellen Praxis dar, die sich ubiquitär in allen Bereichen des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens wiederfindet. Zweifelsohne sind es Erzählungen, die kollektiven, nationalen Gedächtnissen zugrunde liegen und Politiken der Identität bzw. Differenz konstituieren. Kulturen sind immer auch als Erzählgemeinschaften anzusehen, die sich gerade im Hinblick auf ihr narratives Reservoir unterscheiden. Das gilt für die Mythen traditioneller Gemeinschaften ebenso wie für die modernen großen Erzählungen« (ebd. 14).¹²

Universalgeschichtlich betrachtet hat es vergleichsweise lange gedauert, bis sich aus dem alltäglichen Erzählen spezialisierte Formen, wie das literarische, das historische oder ethnographische Erzählen entwickelten, wobei es auch danach immer wieder zu einer gegenseitigen Beeinflussung dieser Formen kam. So ist bekanntermaßen die Entwicklung der Geschichtsschreibung im Historismus, trotz der oben angedeuteten Besonderheiten, eng mit der Entwicklung des bürgerlichen Romans verbunden (siehe Fulda/Tschopp 2002).

Aber was bedeutet nun ›Erzählen‹ konkret? Unter einer Erzählung versteht man gewöhnlich »eine mündliche oder schriftliche Darstellung von Geschehnissen, die sich durch drei Dinge auszeichnet: Indirektheit, Nachzeitigkeit und Sukzessivität. Indirekt ist die Erzählrede, weil vor den Geschehnissen eine Erzählinstanz steht; nachzeitig, weil die Erzählinstanz zum Zeitpunkt des Erzählens (der Erzählzeit) nicht an erzählten Geschehnissen (der erzählten Zeit) beteiligt ist; sukzessiv, weil die Darstellung im Nacheinander eines Diskurses entfaltet wird« (Süßmann 2002, 85). Alle diese Elemente finden wir auch bei archäologisch begründeten Darstellungen vergangenen Geschehens, die in der Regel mehr sind als lediglich eine ›Chronik‹. Unter Chronik wird gemeinhin eine Aufzeichnung geschichtlicher Ereignisse in ihrer zeitlichen Abfolge verstanden. Sie bedarf einer (unabhängigen) Chronologie. »Zeitlich geordnet ergibt das erzählte Geschehen eine Chronik; durch die Wahl eines bestimmten Anfangs aber und eines bestimmten Endes, verschiedener Erzählstränge und dem Wechsel zwischen ihnen, durch Umstellung, Raffung und Dehnung wird aus der Chronik eine Fabel entsteht, ein durch das Erzählen konstituierter Gegenstand« (ebd.).

Anders ausgedrückt: »Narrationen sind zeitlich organisierte Handlungssequenzen, in denen es durch Ereignisse zu einer Situationsveränderung kommt, wobei der Text einen gewissen Überschuss von kontextabhängigen Bedeutungen in sich birgt. Narrationen sind also kaum eindeutig. Die Funktion von Narrationen ist die Produktion von

12 Und weiter: »Dabei ist entscheidend, daß diese Erzählungen überall materialisiert und präsent sind. Die Logik des common sense besteht gerade darin, daß er sich nicht explizit zu machen braucht. Die wirksamsten Erzählungen sind nicht die manifesten, sondern die latenten, die selbstverständlich geworden sind und nur gelegentlich zelebriert zu werden brauchen. Erst im Kampf um Bedeutung, wie es der Alltag moderner Gesellschaften ist, treten die narrativen Grundmuster zutage. Gesellschaften, die keine gemeinsamen Erzählungen oder antagonistische Interpretationen haben, zerfallen [...]. Umgekehrt lässt sich zeigen, daß Europa ein narrativ und symbolisch schwach gestaltetes Gebilde darstellt, das schwerlich für eine bundesstaatliche Organisation taugt. Was ihm fehlt, sind gemeinsame Erzählungen, gemeinsame Medien und eine Öffentlichkeit, die imstande wäre, den kulturellen Code der Nationalstaaten gleichsam auf eine regionale Stufe herabzudrücken« (ebd.).

Sinn, von Bedeutungszuweisung, der Selektion von ›Fakten‹ in einen erklärenden Ordnungszusammenhang« (Ahbe 2001, 40).¹³

Was dies konkret bedeutet, lässt sich beispielsweise an den großen historischen Meistererzählungen wie etwa Theodor Mommsens (1817–1903) berühmter »Römischer Geschichte« (1854–56) gut nachvollziehen – auch wenn deren Verfasser ironischerweise die Aufgabe des Historikers primär darin sah, die »Archive der Vergangenheit« zu ordnen und darauf baute, dass sich die Gestalt der Geschichte mit der Zeit quasi von selbst zu erkennen gäbe. In seiner Antrittsrede vom 8. Juli 1858 vor der Preußischen Akademie der Wissenschaften heißt es dazu: »Ob jedes Stück, das er aufhebt und aufheben muss auch wirklich des Aufhebens wert sei, danach fragt der Archivar zunächst nicht. Wenn das weite Feld [...] einmal zu übersehen sein wird, so wird das taube Gestein unschädlich liegen bleiben, der wirklich fruchtbare Boden aber schon von denen, die es angeht, zu Acker- und Saatboden umgebrochen werden.«¹⁴ An dieser Devise hat man sich auch in der Ur- und Frühgeschichtsforschung lange Zeit orientiert.

Dabei ist durchaus offen, ob Mommsen selbst dieses Verfahren für die Schriftquellen entbehrende Urgeschichte für legitim erachtet hätte.¹⁵ Mommsens berühmter Vorgänger Leopold von Ranke (1795–1886) jedenfalls stellt im ersten Band seiner »Weltgeschichte« fest, dass fernab von der bewegten Geschehenswelt der schriftführenden mittelmeerisch-abendländischen Hochkulturvölker nur mehr »die Völker eines ewigen Stillstandes« hausten und dass es absurd wäre, bei ihnen anzusetzen, »um die innere Bewegung der Weltgeschichte zu begreifen« (v. Ranke 1886, VIII). Insofern hatte das, was seinerzeit konsequenterweise als ›Vorgeschichte‹ bezeichnet wurde, keinen Platz in seinen Forschungen, wie übrigens auch in den Forschungen seiner gesamten Zunft: Wo keine Bewegung ist, gibt es auch keine Erzählung.

Solche Bedenken sind heute leicht zu entkräften und werden von modernen Historikern auch nicht mehr geteilt. Wir wissen heute, dass es auch in der Urgeschichte keinen Stillstand gab, sondern dass alle menschlichen Kulturen Veränderungen unterworfen sind. Aber selbst wenn es solche Kulturen gäbe, wären sie für sich ein attraktiver Gegenstand historischen bzw. ethnographischen Erzählens, steckte dahinter vermutlich eine besondere kulturelle Leistung.

IV. Archäologisches Erzählen in fachgeschichtlicher Perspektive

Und in der Tat ist es speziell dieses ›ethnographische‹ Interesse, das viele der frühen archäologischen Erkundungen auszeichnet, die in mehr oder minder spekulativen Erzählungen über zeitlich ferne Kulturen münden. Mehr noch als in der Ethnographie hat sich dieses Erzählen jedoch von Anfang an an ganz konkreten Objekten festgemacht, gleichgültig, ob es sich dabei um ortsfeste Bodendenkmäler oder mobile Artefakte handelte.¹⁶

13 Theorien erfüllen die genannten Funktionen ebenso, ihnen fehlt jedoch die zeitliche Organisation des Textes und die Interpretationsoffenheit. Sie setzen auf Eindeutigkeit (ebd.).

14 In: Reden und Aufsätze (Berlin ²1905, 38). – Hier zit. nach Ernst 2004, 246.

15 Zu Mommsen und seinem Archäologieverständnis: Rebenich 1999; 2002.

16 Das nichtliterarische Beweismaterial gewann im Rahmen historischer Erkundungen besonders seit dem späten 17. Jahrhundert besondere Autorität (Christ 1995, 127 ff.).

Ein anschauliches Beispiel für dieses antiquarische Erzählen bieten die häufig zitierten Ausführungen des Theologen und Arztes Johan Picardt (1600–1670) über die megalithischen Großsteingräber der norddeutschen Tiefebene von 1660. Für Picardt wurden diese Steindenkmäler nicht von Menschen unserer Gestalt und auch nicht von Einheimischen errichtet. Diese besaßen seiner Ansicht nach »nicht die Kraft und die Handfertigkeit, solche gewaltige Prachtbauten zu errichten, auch hatten sie keine Maschinen oder Instrumente, um solche schweren Steine von weither durch unwegsames Gelände zu transportieren und schließlich übereinander zu stapeln, da diese Steine groß und schwer waren«. Sie seien vielmehr »alle zusammen Begräbnisplätze von grausamen und barbarischen Riesen, Hünen oder Giganten, den Nachkommen von Menschen schrecklicher Gestalt, riesigen Kräften und tierischer Wildheit, die weder Gott noch die Menschen gefürchtet haben, die nur geboren waren zum Unglück des menschlichen Geschlechts«. ¹⁷ Aus dem Lande Kanaan kommend, hätten sie sich in großen Teilen Nordeuropas niedergelassen und unter Ausnutzung ihrer Größe und Stärke die körperlich unterlegenen Menschen tyrannisiert. Schließlich aber sei es den Menschen gelungen, ihre übermächtigen Unterdrücker zu vertreiben, und zwar indem man ihnen mit schweren Keulen die Beine zerschmettert habe – eine Leistung, welche durch die Picardts Werk beigegebene bildliche Darstellung der Größenverhältnisse zwischen Tyrannen und Tyrannisierten eher noch an Größe gewinnt.

Ein anderer Meister solchen objektgebundenen Erzählens ist der Engländer John Aubrey (1625–1697), der im 17. Jahrhundert als Antiquar, Archäologe und Volkskundler durch die Lande zog und ähnliche Geschichten sammelte. In archäologischen Kreisen ist er durch seine Bemühungen um die megalithische Denkmälergruppe bei dem kleinen Dorfe Avebury bekannt geworden, als deren Entdecker er gelten kann. Er hat Avebury im königlichen Auftrag 1663 vermessen, und er hat auch einen Plan vom benachbarten und weitaus bekannteren Stonehenge angefertigt. Der Vergleich dieser beiden und weiterer Monumente brachte ihn zu der Überzeugung, es handle sich zweifelsfrei um »heidnische Tempel«, die wahrscheinlich von »Druiden« als den ältesten Priestern genutzt worden sind (Dick 1988, 76). Doch gestand er auch ein, dass es ihm wegen des hohen Alters der Anlagen nicht möglich gewesen sei, diese ins Licht der Geschichte zu ziehen.

Nicht wenige Gelehrte haben Aubrey aufgrund seiner unsystematischen Sammel Leidenschaft eine eigenständige Begabung abgesprochen. Sein Biograph Oliver Lawson Dick (ebd. 155) hat diese Einschätzung zurecht gerückt, indem er darauf hinwies, dass hier nicht ein Mangel an Begabung vorliegt, sondern eine falsche Einschätzung der Talente Aubreys, die sich am Idealbild des kritisch auswählenden Historikers orientierte, wie ihn erst das 19. Jahrhundert hervorgebracht habe. ¹⁸

In dieser Tradition objektgebundenen Erzählens stand sicherlich auch noch Christian Jürgensen Thomsen (1788–1865), auch wenn sein Werk heute primär wegen seiner Bemühungen auf dem Felde der Beschreibung und Klassifikation archäologischer

17 Schirinig 1979, 1 f. mit Abb. 2; zu Picardt: Jacob-Friesen 1954.

18 Er stellt fest: »Aber wer für die kritische Geschichtsbetrachtung nichts taugt, kann dennoch ein Meister antiquarischer Gelehrsamkeit sein und an der Lebendigkeit seiner Geschichten und der Treffsicherheit seiner Zitate beweist sich das hohe Geschick, mit dem Aubrey an seine Aufgabe heranging« (ebd.). – Zur antiquarischen Forschung auf den Britischen Inseln mit weiteren Hinweisen auch Veit 1998.

Funde und Befunde erinnert wird (Hansen 2001). Hier steht er zweifellos in der Tradition der Aufklärung. Abgesehen von seinem berühmten »Leitfaden zur nordischen Altertumskunde« von 1836 (deutsch: 1837) ist Thomsen als Autor kaum in Erscheinung getreten. Das bekannte Bildnis von ihm, auf dem er Museumsbesuchern einen Gegenstand erläutert (Gräslund 1987, 13), mag aber andeuten, dass das Erzählen im weitesten Sinne auch bei ihm eine viel größere Rolle spielte, als wir heute gewöhnlich annehmen.

Für eine systematische Erweiterung des Begriffs des Historischen steht das Werk des berühmten Berliner Pathologen Rudolf Virchow (1821–1902), der sich in seinem letzten Lebensabschnitt intensiv für die Urgeschichtsforschung engagiert hat. Skeptisch gegenüber jedweder mündlicher Überlieferung und Tradition versuchte er durch kritische Begutachtung von Primärquellen zu begründeten Aussagen über die Frühgeschichte des Menschen zu gelangen. Sein Ziel war eine naturwissenschaftlich gegründete Geschichtsschreibung jenseits der Grenzen der etablierten Geschichtswissenschaft. Virchows paradigmatische Formulierung dazu lautet: »Denn die Geschichtsschreibung hat ihre bestimmte Grenze; sie ist stumm, wenn wir Fragen aufwerfen über jene Zeiten, wo es noch keine Geschichtsbücher gab, wo noch nicht einmal die Sage verzeichnet, wo überhaupt noch nicht geschrieben wurde. An diesem Punkte muß der Geschichtsschreiber seine Rechte an den Naturforscher abtreten, oder, wenn er das nicht will, so muß er selbst Naturforscher werden und aus dem Buche der Natur lesen lernen« (Virchow 1866, 6).

Die ›Buchstaben‹ und ›Wörter‹ in diesem Buch waren für Virchow nicht nur die Artefakte, also die von Menschenhand erschaffenen Gegenstände, »von den rohesten Werken der noch ganz unerfahrenen Hand bis zu den höchsten Leistungen des Handwerkers und Künstlers« (1874)¹⁹, sondern insbesondere auch Abfallfunde aller Art wie Mahlzeitreste oder auch die sterblichen Überreste der historischen Akteure selbst.

Mündlichen und schriftlichen Überlieferungen bezüglich der Urgeschichte gegenüber blieb Virchow zeitlebens misstrauisch – ebenso übrigens wie gegenüber der ›großen Erzählung‹ der Evolutionisten. Andererseits vergrub sich Virchow nicht im stillen Kämmerlein, sondern er hat sich mit seinen Forschungen bewusst an eine weitere Öffentlichkeit gewandt, die er nicht nur aufklären, sondern die er darüber hinaus auch für die Forschung selbst gewinnen wollte. Sie sollte unter fachkundiger Anleitung dazu beitragen, die archäologische Quellenbasis zu verbreitern (siehe Veit 2006b).

Größere zusammenfassende Darstellungen zur Urgeschichte hat Virchow nicht verfasst, aber doch gemeinverständliche Texte, in denen er urgeschichtliche Kulturerscheinungen wie »Hünengräber« und »Pfehlbauten« erläuterte (Virchow 1866). Diese Texte markieren in gewisser Weise Vorläufer jüngerer archäologischer Meistererzählungen im Sinne kohärenter, mit einer eindeutigen Perspektive versehener Gesamtdarstellungen der Urgeschichte, die eine öffentliche Wirksamkeit entfalten sollten.

Eine erste Blüte erlebte dieses neue ›Wissensformat‹ im frühen 20. Jahrhundert, nachdem es dem Fach gelungen war, sich als eigenständige Wissenschaft zu etablieren. Ich möchte an dieser Stelle einmal die ›üblichen Verdächtigen‹ wie Gustaf Kossinna (1914) oder Carl Schuchhardt (1919) [dazu den Beitrag von Eggert in diesem Heft] überspringen und stattdessen eine längere Passage aus Karl Schumachers (1860–1934) »Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter«

¹⁹ Zitiert in Schuchhardt 1921, 17.

(1921) zitieren. Dort heißt es: »Fern im wärmeren Spanien und in Frankreich, teilweise sogar in den Steppen des Ostens, liegen die Uranfänge unserer paläolithischen Menschheitsentwicklung, von wo ihre Ausstrahlungen bis über die Gestade des Rheins hinausreichen. Inmitten einer großartigen Natur bald mit heißem, bald mit kaltem Klima fristete der Mensch in Höhlen und Erdlöchern oder in leichten zeltartigen Hütten ein kümmerliches und fast verborgenes Dasein voll Gefahren und Schwierigkeiten, die er, wie ein Robinson, durch Ausnutzung der von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu meistern versuchte. Als aber allmählich sich ein milderer Himmel über dem Rheintal wölbte, kamen in neolithischer Zeit von Ost, Nord und West verschiedenartige Völkerschwärme nach seinen fruchtbaren Talbreiten und Gebirgshängen gezogen, die [...] als Garten- und Ackerbauer ihre Nahrung gewannen, in geräumigen Hütten inmitten geschlossener Dorfgemeinschaften wohnten und die menschliche Zivilisation um ein gutes Stück weiter förderten. Aber in der nun folgenden Bronze- und Eisenzeit [...], sollte es trotz aller bedeutsamen Fortschritte durch Ausnutzung der Metalle und durch Beziehungen zu den klassischen Ländern des Südens auch nicht an empfindlichen Rückschlägen fehlen infolge des Eindringens neuer Jäger- und Hirtenstämme im Verlaufe großer Völkerwanderungen und langer Kriege. Erst die von den Römern unmittelbar an die Ufer des Rheins verpflanzte italisch-griechische Kultur führte jene glänzende Epoche herbei, die mit ihren vorgeschrittenen Errungenschaften [...] zu einer Hauptgrundlage der hervorragenden karolingischen und mittelalterlichen Kultur wurde« (Schumacher 1921, 3 f.).

Schumacher bietet also nicht weniger als eine erzählerische Vergegenwärtigung der Höhepunkte früher menschlicher Kulturentwicklung, die ihm als ein langer und kontinuierlicher, wenn auch nicht immer geradliniger Prozess erschien. Kultur beschreibt er anschaulich als ein »heiliges, immer fortglimmendes Feuer«.²⁰

Wir haben hier also ein Paradebeispiel des traditionellen Erzählens im Sinne Jörn Rüsens (1982) vor uns, das an Ursprünge erinnert, die gegenwärtige Lebensverhältnisse begründen. Wie ich an anderer Stelle gezeigt habe, handelt es sich dabei um den für lange Zeit vorherrschenden Modus des Erzählens in unserem Fach (Veit 2006a).

Schumachers Buch findet ein literarisches Pendant übrigens in Weinlands schon erwähntem Jugendroman »Rulaman« von 1876, den Schumacher (Jahrgang 1860) in seiner Jugend gelesen haben dürfte. Schumachers Buch ist nun aber nur ein Beispiel für eine Kategorie von »großen Erzählungen« über die Urgeschichte – mit unterschiedlich weitem geografischen Fokus – von der Provinz über die Nation, den erweiterten Mittelmeerraum bis hin zur ganzen Welt – wie in Oswald Menghins (1888–1973) »Weltgeschichte der Steinzeit« (1931).

Ein anderes Beispiel für dieses neue Genre ist Ernst Wahles (1889–1981) »Deutsche Vorzeit« (1932). Wahle unternimmt darin den Versuch die Vorgeschichte – wie er sagt – in »historischer Art« darzustellen, d. h. »die einzelnen Tatbestände ursächlich miteinander zu verbinden, und auch die Kräfte zu ermitteln, die in der Abfolge von Zivilisationen und Völkern zum Ausdruck kommen« (ebd. 104). Im Mittelpunkt seiner

20 Genau schreibt Schumacher (1921, 227): »ein heiliges, immer fortglimmendes Feuer der Menschheit, das nicht nur von einzelnen hervorragenden Personen geschürt und weitergegeben wurde, sondern das vom ganzen Volk oder seinen übriggebliebenen Trümmern getragen oder, wenn im Erlöschen begriffen, von den Nachbarn wieder angefacht wurde, oft zu hellerem Brande, als es vielleicht vorher geleuchtet hatte«.

Darlegungen stehen entsprechend Fragen der Wirtschaft, auch werden von ihm soziologische und völkerkundliche Parallelen herangezogen.

Diese neue Form der Darstellung ist von der zeitgenössischen Fachforschung indes nicht nur begrüßt worden. Ernst Sprockhoff (1892–1967) beispielsweise bemängelt in einer Besprechung von Wahles Buch (Sprockhoff 1932), dieser habe »die Sachgüter als Hilfsmittel ungenügend herangezogen und damit die Vorgeschichtswissenschaft in ihrem ureigensten Gebiet vom Thron gestoßen und zum Aschenbrödel erniedrigt«. Und weiter führt er aus: »Man erhält bei Wahle keine Anschauung von der Buntscheckigkeit des deutschen Neolithikums, das fast so verworren ist wie eine mittelalterliche Staatenkarte. Er verzichtet darauf, ein Bild von der Strenge und Reinheit des nordischen Kreises zur Bronzezeit zu geben, ebenso wie auf eine Darstellung des lebenssprühenden Hallstattkreises« (ebd. 318).

Wir finden also bereits hier ein Beispiel für den Gegensatz zwischen einer stärker ›antiquarischen‹ und einer stärker ›strukturgeschichtlichen‹ Perspektive. Rückblickend noch erstaunlicher mutet aber die extreme Stilisierung der einzelnen Epochen zu individuellen Gebilden und die sich daraus ergebende Ästhetisierung der Vorgeschichte bei Sprockhoff an.

Wahle hat übrigens auf diese Anfechtungen reagiert. In seiner »Geschichte der prähistorischen Forschung« (erschienen 1950/51, aber bereits vor dem Krieg verfasst) denkt er offen über »Die Form der Darstellung« der Urgeschichte nach. Er meint, sie dürfe »die Form eines Kunstwerkes annehmen [...], in der die schöpferische Phantasie des Verfassers zum Ausdruck kommt, und die eine ganz persönliche, einmalige Note zur Schau trägt« (Wahle 1950/51, 103). Gleichzeitig rechtfertigt er seine eigenen Versuche auf diesem Gebiet als Überwindung der leeren Formenkunde und Fokussierung auf den frühgeschichtlichen Menschen selbst. Als äußeres Zeichen dafür könne die bisher für unentbehrlich gehaltene Abbildung des Fundstoffes wegfallen: »Dort wo die Typentafel den alleinigen Maßstab abgegeben hätte, sei die Urgeschichtsdarstellung in ein nationalistisches Fahrwasser gekommen« (ebd. 105).²¹

Diese Formulierung dürfte nicht zuletzt auf seinen Kritiker Sprockhoff zielen, der die Vorgeschichte ganz wesentlich auf den Prozess der Volkwerdung der Germanen reduziert. In seinem Buch »Die nordische Megalithkultur« von 1938 schreibt er: »Die anfangs kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Streitaxtleuten und den Erbauern der Riesensteingräber und die später mehr friedliche Durchdringung beider Völker bildet für die deutsche Geschichte einen Vorgang von einzigartiger Bedeutung. Aus der Verschmelzung beider Völker entsteht das Volk der Germanen, und aus der gegenseitigen Durchdringung von jütischer Streitaxtkultur und dem Rumpfkreis der Megalithkultur erhebt sich der neue nordische Kreis der Bronzezeit, der sich dann organisch weiterentwickelt und allmählich vergrößert, bis er ohne weiteren inneren Bruch in die uns bekannte germanische Kultur der frühgeschichtlichen Zeit einmündet« (Sprockhoff 1938, 153).

21 Wahles »Auffassung der Frühzeit« baut dabei auf den »natürlichen Grundlagen des Daseins auf; indem sie die Gesamtheit der Kräfte zu berücksichtigen trachtet, welche in einem bestimmten Raum zur Geltung kommen und an der Heranbildung eines Volks- oder Stammeskörpers der geschichtlichen Zeit beteiligt sind, ist sie vor einseitigen Bewertungen relativ gesichert« (ebd.).

Werfen wir noch kurz einen Blick über den deutschsprachigen Raum hinaus. In Großbritannien stehen am Beginn die berühmten Pocket-Books Gordon Childes (1892–1957) aus den 1930/40ern. In ihnen verbindet sich ein entwicklungstheoretischer Ansatz im Sinne des bekannten Mottos »Man Makes Himself« (Childe 1936) mit dem Versuch, die Spezifik der europäischen Kulturentwicklung herauszustellen (dazu ausführlich Trigger 1980). Demgegenüber finden wir eine Generation später bei Stuart Piggott (1910–1996) in seinem Buch »Ancient Europe« (1965) eine deutliche Kritik am Fortschrittsdenken und eine Rückbesinnung auf Positionen des Historismus. Piggott schreibt dazu: »Für mich hat die Beschäftigung mit den schriftlosen Gesellschaften des Altertums ihren Wert nicht nur in der Achtung vor ihrem Beitrag für die Kulturen der Vergangenheit und Gegenwart, sondern darin, daß wir ihr Erbteil ebenso in uns tragen wie das geachteterer Völker« (Piggott 1974, 50). Deshalb müsse der Historiker »bemüht sein, eine Zivilisation oder eine barbarische Gemeinschaft nur nach ihren eigenen Ausdrucksformen zu beurteilen. Jede ist eine Form des Lebens, die ihre eigenen Probleme hat und die nur nach dem Erfolg beurteilt werden kann, den sie bei der Lösung dieser Probleme, und keiner anderen, hat« (ebd. 47).

Das mit dem Aufkommen der *New Archaeology* in den 1960ern und 1970ern verbundene Wiederaufleben evolutionistischer Positionen und die diese begleitenden, die *longue dureé* betonenden ›Grand Narratives‹ sind bekannt, ebenso wie ihre Infragestellung durch die so genannte Postprozessuale Archäologie in den 1980ern. Auf dem Höhepunkt dieser Welle hat sich Ian Hodder (geb. 1948) zum ›Dichter des europäischen Neolithikums‹ (»poet of the Neolithic of Europe«: Hodder 1990, 279) stilisiert, dessen Absicht es sein müsse, die heutige Welt zu verändern: Jedes Buch, jede Erzählung, jede Geschichte, jede Interpretation sei ein politischer Akt in der Form, dass ihre Wörter und ihr Aufbau einen Ausgangspunkt für Handlungen in der Welt schafften. Argumentiert Hodder in seinem Buch »Domestication of Europe« (1990) noch auf der Ebene der ›Grand Narratives‹, so plädiert er knapp ein Jahrzehnt später (1999, 129 ff.) für ein Nebeneinander von »grand and small narratives«, d. h. für einen ›multiskalaren Ansatz‹. Die Archäologie könne aufgrund der Quellsituation in den meisten Fällen nur einen generalisierten Überblick über die menschliche Kulturentwicklung geben. Mitunter öffneten sich ihr aber ›Fenster‹ in die Vergangenheit, die wenigstens punktuell differenzierte Wahrnehmungen erlaubten, wie beispielsweise im Fall des ›Ötzi‹, der bekannten Gletschermumie aus den Alpen. Solche Befunde würden zu einer narrativen Verarbeitung einladen und eröffneten so einen Einblick in die konkrete Arbeitsweise der großen Systeme. Wichtig sei, dass es unterschiedliche Formen von Erzählungen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen gebe.

Parallel dazu hat Andrew Sherratt (1946–2006) die Rückkehr zum übergreifenden Erklärungsmodell im Sinne der ›Grand Narratives‹ eingefordert (Sherratt 1995), sich zugleich aber gegen reduktionistische Konzeptionen langfristigen Wandels ausgesprochen. Seine Vorstellungen hat er durch zahlreiche Fallstudien im Hinblick auf das Zusammenspiel unterschiedlich organisierter prähistorischer Gemeinschaften im weiten eurasiatischen Raum veranschaulicht. Am Horizont entsteht so ein differenziertes Bild der frühen kulturgeschichtlichen Entwicklung dieses Raumes, das die Geschichtserzählungen Childes und anderer zugleich revidiert und fortschreibt (Sherratt 1997).

V. Ein vorläufiges Fazit

Kritisch steht solchen »großartigen Erzählungen« über die Vergangenheit Manfred K. H. Eggert (2006, 211 ff.) gegenüber. Seiner Ansicht nach sind sie nämlich »mit einem Übermaß an ›fiktionaler‹ Energie geschrieben worden« und entbehrten »häufig der notwendigen empirischen Basis« – »Sie leben vom Glanz historischer Fiktion, der bisweilen unter der Bezeichnung ›Intuition‹ sogar ein methodologischer Status zugebilligt wurde« (ebd. 218). Eggert zufolge hat der Archäologe allein »die Aufgabe, empirische Genauigkeit mit solider Reflexion der theoretischen Implikationen archäologischer Deutung zu kombinieren und auf dieser Grundlage ein archäologisch-historiographisches Panorama einstiger Wirklichkeit zu entwerfen« (ebd.). Dieses Panorama werde sich von den erörternden Erzählweisen der Historie aufgrund der unterschiedlichen Quellenbasis weitgehend unterscheiden, auch wenn die Verbindungen zu dieser nicht vollständig gekappt würden.

Dieser Einschätzung stimme ich zunächst insoweit zu, als empirische Genauigkeit und kritische Reflexion der Aussagemöglichkeiten der verfügbaren Quellen zweifellos unverzichtbare Voraussetzungen nicht nur für archäologisch gegründete Darstellungen der Vergangenheit sind. Sie allein führen uns meines Erachtens aber nicht zurück in die ›einstige Wirklichkeit‹. Diese wird vielmehr erst in einem Prozess des ›emplotment‹ vom erzählenden Forscher bzw. vom forschenden Erzähler konstruiert.

Und es gibt – auf der epistemologischen Ebene – auch nicht den von Eggert und anderen immer wieder unterstellten Gegensatz zwischen einer traditionellen Ereignisgeschichte und einer archäologisch gegründeten Strukturgeschichte, die eine erzählend, die andere analytisch. Wie der Geschichtsphilosoph Paul Ricœur gezeigt hat, ist jegliche historiographische Darstellungsform narrativ – selbst die so genannte ›Strukturgeschichte‹. Hier wächst Gesellschaften oder Klassen eine Quasipersonalität zu, was letztlich dazu führt, dass die entstehenden Darstellungen nach der Art von Heldengeschichten strukturiert sind (Piltz 2008, 30, siehe auch Ricœur 2002).

Dass dies in gleicher Weise auch für die geläufiger Ansicht zufolge ebenfalls mehr zur Struktur als zum Ereignis tendierende Archäologie gilt, mag abschließend ein kurzer Blick auf Georg Kossacks (1923–2004) Abhandlung über kaiserzeitliche »Dörfer im Nördlichen Germanien« (1997) verdeutlichen. Grundlage dieser Studie bildet zweifellos die von Eggert geforderte kritische Sichtung der Quellen und eine begleitende Reflexion der grundsätzlichen Erkenntnismöglichkeiten. Allerdings bleibt Kossack dabei nicht stehen. Er setzt das kritisch evaluierte Wissen vielmehr narrativ um, indem er den leidenden Menschen ins Zentrum seiner Betrachtungen rückt.

Geschildert wird die pragmatische Anpassung an die Umwelt und die (unverstandene) Zerstörung der eigenen wirtschaftlichen Grundlagen, etwa bei Rodungen (ebd. 7 f.; 72). Betont werden die Selbstgenügsamkeit der Menschen, die dürftigen landwirtschaftlichen Erträge, die Hungerrationen bei Missernten, die Notwendigkeit der nachgeborenen Söhne, ihre Dörfer zu verlassen und sich als Söldner oder Seefahrer zu verdingen (ebd. 68). Diese verschiedenen Faktoren hätten eine Mentalität hervorgebracht, die durch Begriffe wie »Ahnenstolz« und »Rangdenken« (ebd. 67) charakterisiert wird. Aber auch »Religiosität« hätte eine wichtige Rolle gespielt. In der dörflichen »Glau-

bensgemeinschaft« gründe die »erstaunliche Widerstandsfähigkeit« der beschriebenen Dörfer in Krisensituationen (ebd.).

Ich möchte diese Aussagen hier im Einzelnen nicht bewerten. Ich stelle nur fest, dass Kossack nichts anderes macht als das, was Eggert fordert. Er zeichnet ein archäologisch-historiographisches Panorama einstiger Wirklichkeit. Dadurch aber, dass Kossack dabei in unterschiedlichen Facetten die Resignation der Menschen gegenüber unveränderlichen Bedingungen, unter denen sie ihr Dasein fristeten, aufzeigt, erhält sein Text zugleich eine literarische Qualität. Mehr noch, Kossacks Text verkörpert in gewisser Weise die Merkmale einer Tragödie, die sich nach Hayden White dadurch auszeichnet, dass sich im Erzählverlauf bestehende Differenzen letztlich als unüberwindbar erweisen. Die Akteure handeln, wie sie handeln müssen, ohne ›happy end‹.

Man könnte in gleicher Weise auch Beispiele für die anderen drei Grundformen narrativer Strukturierung, die White in seiner »Metahistory« benannt hat, beibringen: für die Romanze, die Komödie oder sogar für die Satire. Aber darum geht es mir hier nicht in erster Linie. Denn auch wenn sich Geschichtsdarstellungen an solchen literarischen Vorbildern orientieren, so ist der epistemologische Bruch, der die Geschichte als Wissenschaft von der traditionellen Erzählung trennt, doch nicht zu leugnen. Von professionellen Historikern wird auf vielfältige Weise eine Distanz zwischen der naiv-erzählerischen Ebene der erzählten Geschichten und der kritischen Ebene der verstehenden Erklärung hergestellt.

Trotzdem – so meine ich – ist es archäologischen Darstellungen bis heute nicht vollständig gelungen, sich von ihren literarischen Ursprüngen zu emanzipieren. Aber wieso sollten sie auch? Geschichtsschreibung ist immer noch ebenso eine literarische wie eine wissenschaftliche Praxis. Und dies gilt letztlich gleichgültig, um welchen Teil der Geschichte es geht und aus welchem ›Stoff‹ die Geschichten gestrickt sind.

Literatur

- Ahbe 2001: Th. Ahbe, Narrativität. Zu narrativen Konstruktionen von Zeit und Raum. Kulturwissenschaftliche Regionenforschung. Jahrb. SFB 417, 2001, 38–46.
- Assmann 2007: A. Assmann, Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung. München: Beck 2007.
- Bal 2002: M. Bal, Vielsagende Objekte. Das Sammeln aus narrativer Perspektive. In: Dies., Kulturanalyse. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, 117–145.
- Böhnisch-Brednich 2006: B. Böhnisch-Brednich, Überlegungen zur Kunstform des ethnographischen Erzählens. Die Faszination des Dorfes Átany. Zeitschr. Volkskde. 102 (1), 2006, 1–15.
- Brandt 2005: Ch. Brandt, Genetic Code, Text, and Scripture: Metaphors and Narration in German Molecular Biology. *Science in Context* 18 (4), 2005, 629–648.
- Brunecker 2003: F. Brunecker (Hrsg.), Rulaman, der Steinzeitheld. Sonderausstellung des Biberacher Braith-Mali-Museums. Tübingen u. a.: Wasmuth 2003.
- Childe 1936: V. G. Childe, *Man Makes Himself*. London: Watts 1936.
- Christ 1995: K. Christ, Der Apologet der Geschichte. Arnaldo Momigliano und die Geschichte der Historiographie. Eine Einführung. In: Arnaldo Momigliano, *Wege in die Alte Welt*. Frankfurt a. M.: Fischer 1995, 7–23.
- Conard/Wertheimer 2010: N. J. Conard/J. Wertheimer, *Die Venus aus dem Eis. Wie vor 40000 Jahren die Kultur entstand*. München: Knaus 2010.

- Davison 2010: D. Davison, Besprechung von Fagan 2006. *European Journal Arch.* 13 (1), 2010, 140–141.
- de Certeau 1991: M. de Certeau, *Das Schreiben der Geschichte*. Hist. Stud. 4. Frankfurt a. M.: Campus/Paris: Ed. de la Maison des Sciences de l'Homme 1991 [Orig.: *L'écriture de l'histoire* (für die dt. Ausgabe gekürzt)].
- Dick 1988: O. L. Dick, *Das Leben: Ein Versuch*. John Aubrey und sein Jahrhundert. Berlin: Wagenbach 1988.
- Eggert 2006: M. K. H. Eggert, *Archäologie: Grundzüge einer Historischen Kulturwissenschaft*. Tübingen: Francke 2006.
- Ernst 2004: W. Ernst, *Datenkrieg: Troja zwischen Medien und Archäologie*. In: K. Ebeling / St. Altekamp (Hrsg.), *Die Aktualität des Archäologischen*. Frankfurt a. M.: Fischer 2004, 233–251.
- Fagan 2006: B. Fagan, *Writing Archaeology. Telling Stories About the Past*. Walnut Creek/CA: Left Coast Press 2006.
- Fulda/Tschopp 2002: D. Fulda/S. S. Tschopp (Hrsg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Berlin: de Gruyter 2002.
- Geertz 1993: C. Geertz, *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller*. Frankfurt a. M.: Fischer 1993 [Orig.: *Works and Lives. The Anthropologist as Author* (1988)].
- Gräslund 1987: B. Gräslund, *The Birth of Prehistoric Chronology. Dating methods and dating systems in nineteenth-century Scandinavian archaeology*. New Stud. Arch. Cambridge: University Press 1987.
- Grünert 2002: H. Grünert, *Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*. Vorgesch. Forsch. 22. Rahden/Westf.: Leidorf 2002.
- Hansen 2001: S. Hansen, *Von den Anfängen der prähistorischen Archäologie: Christian Jürgensen Thomsen und das Dreiperiodensystem*. *Prähist. Zeitschr.* 76, 2001, 10–23.
- Harris 1994: D. R. Harris (Hrsg.), *The Archaeology of V. Gordon Childe. Contemporary Perspectives*. London: University College London 1994.
- Hodder 1989: I. Hodder, *Writing archaeology: site reports in context*. *Antiquity* 63, 1989, 268–274.
- Hodder 1990: Ders., *The Domestication of Europe. Structure and Contingency in Neolithic Societies*. London: Blackwell 1990.
- Hodder 1999: Ders., *The Archaeological Process. An Introduction*. London: Blackwell 1999.
- Jacob-Friesen 1954: K.-H. Jacob-Friesen, *Johan Picardt, der erste Urgeschichtsforscher Niedersachsens*. *Nachr. Niedersachsen Urgesch.* 23, 1954, 3–13.
- Kohl 1992: K.-H. Kohl, *Geordnete Erfahrung. Wissenschaftliche Darstellungsformen und literarischer Diskurs in der Ethnologie*. In: J. Matthes (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleichs*. *Soziale Welt, Sonderbd.* 8. Göttingen: Schwartz 1992, 363–374.
- Korff 2002: G. Korff, *Speicher und/oder Generator. Zum Verhältnis von Deponieren und Exponieren im Museum (2000)*. In: *Museumsdinge. deponieren – exponieren* (hrsg. von M. Eberspächer/G. M. König/B. Tschofen). Köln: Böhlau 2002, 167–178.
- Koselleck 1989: R. Koselleck, *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989.
- Kossack 1997: G. Kossack, *Dörfer im Nördlichen Germanien vornehmlich aus der römischen Kaiserzeit. Lage, Ortsplan, Betriebsgefüge und Gemeinschaftsform*. Bayer. Akad. Wiss., Phil.-Hist. Kl. Abhandl. NF 112. München: Bayer. Akad. Wiss. 1997.
- Kossinna 1911: G. Kossinna, *Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie*. *Mannus-Bibl.* 6. Würzburg: Kabitzsch 1911.
- Kossinna 1914: Ders., *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft*. *Mannus-Bibl.* 9. Würzburg: Kabitzsch 1912; 2. Aufl. 1914.
- Leskovar 2005: J. Leskovar, *ArchäologInnenangarn. Vom Nutzen erzählender und mehrfacher Deutung prähistorischer Evidenz*. In: R. Karl/J. Leskovar (Hrsg.), *Interpretierte*

- Eisenzeiten. Fallstudien, Methoden, Theorie. Tagungsbeiträge der 1. Linzer Gespräche zur interpretativen Eisenzeitarchäologie. Stud. Kulturgesch. Oberösterreich 18, 2005, 131–145.
- Marek 1949: K. W. Marek (alias C. W. Ceram), Götter, Gräber und Gelehrte. Roman der Archäologie. Reinbek: Rowohlt 1949.
- Menghin 1931: O. Menghin, Weltgeschichte der Steinzeit. Wien: Schroll 1931.
- Müller-Funk 2008: W. Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien: Springer 2002, 2. überarb. u. erw. Aufl. 2008.
- Narr 1990: K. J. Narr, Nach der nationalen Vorgeschichte. In: W. Prinz/P. Weingart (Hrsg.), Die sog. Geisteswissenschaften: Innenansichten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1990, 279–305.
- Nolte 2002: P. Nolte, Darstellungsweisen deutscher Geschichte. Erzählstrukturen und »master narratives« bei Nipperdey und Wehler. In: Ch. Conrad/S. Conrad (Hrsg.), Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2002, 236–268.
- Nünning 1999: A. Nünning, »Verbal Fictions?« Kritische Überlegungen und narratologische Alternativen zu H. Whites Einebnung des Gegensatzes zwischen Historiographie und Literatur. Literaturwiss. Jahrb. 40, 1999, 351–380.
- Oels 2005: D. Oels, Ceram – Keller – Pörtner. Die archäologischen Bestseller der fünfziger Jahre als historischer Projektionsraum. In: W. Hardtwig/E. Schütz, Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart: Steiner 2005, 347–370.
- Piggott 1965: S. Piggott, Ancient Europe from the Beginnings of Agriculture to Classical Antiquity. Edinburgh: University Press 1965 [Zitate nach der deutschen Ausgabe: Vorgeschichte Europas. Vom Nomadentum zur Hochkultur. Kindlers Kulturgeschichte des Abendlandes (hrsg. v. Friedrich Heer). München: Kindler 1974].
- Piltz 2008: E. Piltz, »Trägheit des Raums«. Fernand Braudel und die Spatial Stories der Geschichtswissenschaft. In: J. Döring/T. Thielmann (Hrsg.), Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld: transcript 2008, 75–102.
- Pluciennik 1999: M. Pluciennik, Archaeological Narratives and Other Ways of Telling. Current Anthr. 40 (5), 1999, 653–678.
- Ranke 1886: L. von Ranke, Weltgeschichte, Bd. I.1. Leipzig: Duncker & Humblot 1881; 4. Aufl. 1886.
- Rauchhaupt 2010: U. von Ranke, Ein Mädchen aus dem Neandertal. Besprechung von Conard/Wertheimer 2010. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 2.10.2010.
- Rebenich 1999: St. Rebenich, Theodor Mommsen und die Archäologie: Zwei Anmerkungen. Arch.. Inf. 22 (1), 1999, 28–29.
- Rebenich 2002: Ders., Theodor Mommsen. Eine Biographie. München: Beck 2002.
- Rieckhoff 2007: S. Rieckhoff, Keltische Vergangenheit: Erzählung, Metapher, Stereotyp. Überlegungen zu einer Methodologie der archäologischen Historiographie. In: St. Burmeister/H. Derks/J. von Richthofen (Hrsg.), ZWEIUNDVIERZIG. Festschrift für Michael Gebühr zum 65. Geburtstag. Internat. Arch., Stud. honoraria 25. Rahden/Westf.: Leidorf 2007, 15–34.
- Ricœur 2002: P. Ricœur, Geschichtsschreibung und Repräsentation der Vergangenheit. Konferenzen des Centre Marc Bloch (Berlin) 1. Münster: Lit 2002.
- Rudebeck 1996: E. Rudebeck, Heroes and tragic figures in the transition to the Neolithic. Exploring images of the human being in archaeological texts. *Journal European Arch.* 4, 1996, 55–86.
- Rüsen 1982: J. Rüsen, Die vier Typen des historischen Erzählens. In: R. Koselleck/H. Lutz/J. Rüsen (Hrsg.), Formen der Geschichtsschreibung. Beitr. Historik 4. München: Deutscher Taschenbuchverlag 1982, 514–605.
- Schirning 1979: H. Schirning, Einführung. In: Ders. (Hrsg.), Großsteingräber in Niedersachsen. Veröff. Urgesch. Slg. Landesmus. Hannover 24. Hildesheim: Lax 1979, 1–26.
- Schlögel 2006: K. Schlögel, Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuchverlag 2006.

- Schörken 1995: R. Schörken, *Begegnungen mit Geschichte. Vom außerwissenschaftlichen Umgang mit der Historie in Literatur und Medien*. Stuttgart: Klett-Cotta 1995.
- Schuchhardt 1919: C. Schuchhardt, *Alteuropa. Eine Vorgeschichte unseres Erdteils*. Berlin u. a.: de Gruyter 1919 [2. Aufl. 1926; 3. Auflage 1935 mit geändertem Untertitel: *Kulturen – Rassen – Völker*, 4. Auflage 1941: Untertitel: *Die Entwicklung seiner Kulturen und Völker*; unverändert 5. Aufl. 1944].
- Schuchhardt 1921: Ders., *Rudolf Virchow als Prähistoriker*. In: *Festsitzung zum Gedächtnis des hundertjährigen Geburtstages Rudolf Virchows am 15. Oktober 1921*. Berlin: Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 1921, 14–23.
- Schumacher 1921: K. Schumacher, *Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter*. Handbücher des römisch-germanischen Central-Museums Nr. 1. I. Band. *Die vorrömische Zeit*. Mainz: Wilkens 1921.
- Sherratt 1995: A. G. Sherratt, *Reviving the Grand Narrative: Archaeology and Long-Term Change*. The Second David L. Clarke Memorial Lecture in the University of Cambridge 1995. *Journal European Arch.* 3 (1), 1995, 1–32.
- Sherratt 1997: Ders., *Economy and Society in Prehistoric Europe: Changing Perspectives*. Edinburgh: University Press 1997.
- Sprockhoff 1932: E. Sprockhoff, *Besprechung von E. Wahle, Deutsche Vorzeit (1932)*. *Germania* 16, 1932, 317–320.
- Sprockhoff 1938: Ders., *Die nordische Megalithkultur*. Handbuch der Urgeschichte Deutschlands. Berlin: de Gruyter 1938.
- Stone 1979: L. Stone, *The Revival of Narrative. Reflections on an Old New History*. *Past and Present* 85, 1979, 3–24 [gekürzt auch in: U. Raulff (Hrsg.), *Vom Umschreiben der Geschichte*. Berlin: Wagenbach 1986, 88–102].
- Süßmann 2002: J. Süßmann, *Stichwort »Erzählung«*. In: S. Jordan (Hrsg.), *Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe*. Stuttgart 2002: Reclam, 85–88.
- Thomsen 1837: Ch. J. Thomsen, *Leitfaden zur Nordischen Altertumskunde* (hrsg. v. d. Königl. Ges. Nord. Altertumskde.). Kopenhagen 1837.
- Trigger 1980: B. G. Trigger, *Gordon Childe. Revolutions in Archaeology*. London: Thames & Hudson 1980.
- Veit 1998: U. Veit, *Zwischen Tradition und Revolution: Theoretische Ansätze in der britischen Archäologie*. In: M. K. H. Eggert/U. Veit (Hrsg.), *Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion*. Tübinger Arch. Taschenbücher 1. Münster: Waxmann 1998, 15–65.
- Veit 2006a: Ders., *Der Archäologe als Erzähler*. In: H.-P. Wotzka (Hrsg.), *Grundlegungen. Studien zur europäischen und afrikanischen Archäologie für M. K. H. Eggert*. Tübingen: Francke 2006, 201–213.
- Veit 2006b: Ders., *Gründerjahre: Die mitteleuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung um 1900*. In: J. Callmer/M. Meyer/R. Struwe/C. Theune (Hrsg.), *Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach im europäischen Vergleich (1890–1930) – The beginnings of academic pre- and protohistoric archaeology in a European perspective (1890–1930)*. *Berliner Arch. Forsch.* 2 (Rahden/Westf.: Leidorf 2006) 43–62.
- Virchow 1866: R. Virchow, *Hünengräber und Pfahlbauten*. Sammlung gemeinverständlicher Vorträge (hrsg. v. R. Virchow & Fr. v. Holtzendorff). Heft 1. Berlin: Lüderitz 1866.
- Völkel 2006: M. Völkel, *Geschichtsschreibung. Eine Einführung in globaler Perspektive*. Köln: Böhlau 2006.
- Wahle 1932: E. Wahle, *Deutsche Vorzeit*. Leipzig: Kabitzsch 1932.
- Wahle 1950/51: Ders., *Geschichte der prähistorischen Forschung*. *Anthropos* 45, 1950, 487–538 und 46, 1951, 49–112.
- Weinland 1950: D. F. Weinland, *Rulaman. Erzählung aus der Zeit des Höhlenmenschen und des Höhlenbären*. Tübingen: Wunderlich 1950 [Originalausg. 1876].
- White 1986: H. White, *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen*. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses. Sprache u. Gesch. 10. Stuttgart: Klett-Cotta 1986.

- White 1990: Ders., Die Bedeutung der Form. Erzählstrukturen in der Geschichtsschreibung. Frankfurt a. M.: Fischer 1990.
- White 1994: Ders., Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa. Frankfurt a. M.: Fischer 1994 [Orig.: The historical imagination in nineteenth-century Europe. Baltimore u. a.: John Hopkins University Press 1975].
- Zeissig 1950: H. Zeissig (Hrsg.), Neuer Geschichts- und Kulturatlas von der Urzeit. Harms einheitliches Unterrichtswerk. Frankfurt: Atlantik-Verlag 1950.

Ulrich Veit

Professur für Ur- und Frühgeschichte am Historischen Seminar der Universität Leipzig,
Ritterstrasse 14, D-04109 Leipzig
ulrich.veit@uni-leipzig.de